

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 6

Artikel: Die verpasste Gelegenheit : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die verpaßte Gelegenheit

Antworten auf unsere Rundfrage

Aller schlechten Dinge sind Drei

1. AKT

Ort der Handlung: Hauptstadt eines südamerikanischen Staates.

Zeit: 1920.

Hauptperson: Ein von Haus aus sehr begüterter Schweizer Architekt.

Es war in unserer Schweizerkolonie bekannt, daß X nach seinem Dafürhalten, um glücklich zu sein, nur eines fehle: eine Frau aus der Schweiz. Es mangelte auch in unserer Kolonie nicht an einigen reizenden jungen Landsmänninnen, von denen die eine oder andere den feinsinnigen und zugleich tüchtigen Mann sicher gerne sah. Aber die Auswahl, die ihm zur Verfügung stand, genügte ihm nicht. Er unternahm eine Reise in die Schweiz, von der jedermann wußte, daß es eine Brautschau war.

Nach drei Monaten kam er als Verlobter zurück. Er hatte eine Medizinstudentin kennen gelernt, die bereit war, ihm nach Übersee zu folgen. Nur hatte sie sich ausbedungen, das

zweite Propädeutikum vor der Heirat zu bestehen, da das Medizinstudium nach Abschluß des zweiten Vorexamens auch nach jahrelangem Unterbruch jederzeit wieder aufgenommen werden kann, während ein Medizinstudent, der es nicht bis zum zweiten Vorexamen gebracht hat, in diesem Fall das Studium von vorn anfangen muß.

Der Bräutigam war wider alles Erwarten nicht glücklich, und er klagte jedem, der es hören wollte, über die Unvernunft seiner Braut, das Studium fortzusetzen. Eines Tages, kein halbes Jahr vor dem Termin des Examens, gestand er mir, er habe seine Braut vor das Ultimatum gestellt, entweder das Studium abzubrechen oder die Verlobung aufzulösen. Die junge Dame entschied sich für die zweite Lösung. Sie blieb dabei, auch als ihr Verlobter bald darauf seine Kurzschlußhandlung bereute und sogar in die Schweiz gefahren war, um diese rückgängig zu machen.

2. AKT

Ort der Handlung: Wie im ersten Akt.

Zeit: 1922.

Unserem Freund fehlte immer noch die Frau. Er jammerte seiner ehemaligen Verlobten nach und wollte von keiner andern etwas wissen. Da tauchte in einer der dortigen Schweizer Familien ein bildhübsches junges Mädchen auf, das, wohl um die Welt zu sehen, auf ein halbes Jahr zu ihren Verwandten gereist war. Unser Freund fing Feuer, und jeder, der in der Familie verkehrte, merkte, daß auch das junge Mädchen unseren Freund gerne sah. Alle erwarteten ein Happy-End.

Zwei Monate später kehrte das junge Mädchen fluchtartig in die Schweiz zurück. Was war geschehen? Ich habe es von X selbst gehört: Die beiden waren einig geworden, sich zu heiraten. Die Familie des Mädchens in der Schweiz war im Bild und einverstanden. Sie hatte nur den Wunsch geäußert, den Erwählten ihrer Tochter vor der Heirat in der Schweiz zu sehen. Es standen diesem Wunsche nicht die mindesten äußern Hindernisse entgegen. Aber unser Freund machte einen Ehrenpunkt daraus, erst nach der Heirat in die Schweiz zu fahren.

3. AKT

Es erübrigt sich, diesen darzustellen. Er verlief unter ähnlichen Umständen mit dem gleichen Ergebnis.

Und nun die Moral von der Geschichte! Nach meiner Erfahrung — und ich bin jetzt ein alter Mann und habe in meiner diplomatischen Laufbahn viele Menschen in sehr verschiedenen Verhältnissen kennengelernt — gibt es kaum verpaßte Gelegenheiten. Es gibt nur Menschen, deren Natur sie immer wieder zwingt, gewisse Entscheidungen falsch zu treffen, und zwar in der Regel aus der gleichen Ursache und auf gleiche oder ähnliche Weise.

* * *

Von einer Honigschnitte und von Farbstiften
Zwar gehöre ich selber nicht zu jenen Menschen, die einer verpaßten Gelegenheit jahrelang nachtrauern und sich immer wieder ausmalen, was geschehen wäre, wenn . . . Ich richte mich schon längst nach dem bernischen Wort: «Was dehinden isch, isch gmäiht.» Trotzdem weiß ich ein Liedchen von verpaßten Gelegenheiten zu singen.

Wenn der Föhn auf die Gemüter drückt, mein Mann ermüdet von angestrengter Arbeit

nach Hause kommt und ihm außerdem noch etwas schief gegangen ist, dann ist für ihn der Zeitpunkt da, um eine gewisse Gehirnschublade zu öffnen, in der fein säuberlich geschichtet alle Erinnerungen an verpaßte Gelegenheiten ruhen und auf den Moment warten, wo sie ihren unheilvollen Einfluß wieder einmal geltend machen können. Auch die frühesten Ereignisse drängen sich ans Licht.

Da ist einmal die Geschichte von der Honigschnitte:

Als kleiner Bub war mein Mann eines Nachmittags bei Nachbarsleuten auf Besuch. Der Nachbar war ein erfolgreicher Bienenzüchter. In diesem selben Jahr war der Honigsegen besonders groß gewesen. Deshalb gab es zum Zvieri Bauernbrot, Butter und goldgelben, duftenden Blütenhonig.

Mit verlangendem Blick sah der kleine Fritzli auf all diese Herrlichkeiten. Daheim, in der Kleinhandwerkersfamilie mit den vielen Kindern, kamen solche Dinge nicht auf den Tisch. Die Bäuerin schnitt ein großes Stück vom frisch gebackenen Brot ab, strich Butter darauf und ließ goldenen Honig im Faden darüberlaufen. Der Knabe verfolgte atemlos alle ihre Bewegungen. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Sein kleines Herz klopfte fast hörbar vor Glück. Und jetzt — ja, jetzt reichte die Frau Fritzli die Honigschnitte.

«Willst sie?» fragte sie.

In diesem Augenblick kam dem Kleinen in den Sinn, was man ihm zu Hause immer und immer wieder einschärfte: «Man darf nie, gar nie unverschämt sein. Man darf nie zeigen, daß man etwas gerne möchte, sonst denken die Leute —»

Und nun geschah das Unglaubliche: Das Kind umfaßte die goldgelbe Schnitte mit sehnsgütigem Blick und antwortete leise: «Nein, danke.»

«So», gab die Bäuerin beleidigt zur Antwort, «ist es dir zu wenig? Dann hast du's gehabt.» Und damit reichte sie die Schnitte einem ihrer Kinder. Der Bauer sah den Knaben böse an und sagte scharf: «Wenn es dir bei uns nicht gut genug ist, dann mach, daß du heimkommst, marsch!»

Fritzli warf noch einen Blick auf die unter gesunden Zähnen verschwindende Honigschnitte, dann schlich er zur Türe hinaus. Er verkroch sich hinter einer Holzbeige und brach in jammervolles Schluchzen aus. Nach langer Zeit lief er mit rotgeweinten Augen nach

Hause, mit einem ungeheuren Weh im Herzen, das wohl weniger vom Verlust der herrlichen Schnitte herrührte als von dem dumpfen Gefühl, daß ihm irgendwie Unrecht geschehen sei.

Später erlebte der Knabe etwas Ähnliches:

Ein Schreiner, welchen er gut kannte und bei dem er viele Stunden verbracht hatte, wollte wegziehen und räumte seine Sachen zusammen. Fritzli stand daneben und sah interessiert zu, wie der Mann seinen Koffer packte. Ganz unvermutet öffnete der Schreiner die Tischschublade und brachte daraus ein dickes Bündel gebrauchter Farbstifte zum Vorschein, rote, blaue, gelbe, braune und grüne, eine ganze Farbenskala bot sich den entzückten Kinderaugen dar.

So viele Farbstifte hatte Fritzli in seinem ganzen Leben noch nie gesehen. Der Mann hielt dem Kinde die Stifte hin: «Da, kannst sie haben, ich habe keinen Platz mehr im Koffer.»

Fritzli streckte die Hand aus, um den für seine Begriffe ungeheuren Schatz in Besitz zu nehmen, als ihm seine allzu gute Erziehung erneut einen Streich spielte.

«Nein, merci», flüsterte er und sah den Mann flehentlich an, um ihm zu zeigen, daß er das Geschenk trotzdem schrecklich gern haben möchte.

Aber der Schreiner hatte kein Verständnis für diesen Blick. Er steckte die Stifte in seine Rocktasche, schloß den Koffer und ging zur Türe hinaus, die Treppe hinunter, fort — fort und verschwand in der Wegbiegung.

Wenn mein Mann mit seinen Erinnerungen bei diesem Punkt angelangt ist, pflegt er zu sagen, daß es unverantwortlich sei, Kinder zu allzu großer Bescheidenheit erziehen zu wollen. Und dann zählt er auf, was alles er im Leben anders und besser hätte machen sollen.

Zu Beginn unserer Ehe habe ich über diese Erinnerungen gelacht, später wurde ich ärgerlich, und heute tut mir mein Mann leid. Ich weiß genau, daß er sein ganzes Leben hindurch in depressiven Stimmungen immer wieder die goldene Honigschnitte und die herrlichen Farbstifte als auch alle andern verpaßten Gelegenheiten vor sich sehen wird. Alles, was er im Leben erreicht hat, gilt dann wenig neben dem Unerreichten und unwiederbringlich Verlorenen.

Er hat seither oft und oft Honigschnitten gegessen; aber keine davon schmeckte so herrlich wie diejenige geschmeckt haben würde, welche er damals ausschlug. Er ist Malermei-

ster und schwelgt in Farben, trotzdem sieht er von Zeit zu Zeit den Bund Farbstifte vor Augen, den er damals ablehnte — ewig unerreichbar.

Es ist nicht gut, wenn der Mensch sich in solchen Erinnerungen verliert. Für sein seelisches Gleichgewicht ist es besser, die verpaßten Gelegenheiten zu vergessen und die Worte des Apostels Paulus im Philipperbrief zu beherzigen, die da heißen: «Ich vergesse, was dahinter ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist.»

* * *

Venezuela und Alicante

Immer wieder steigen diese Namen, verlockend und verführerisch, vor meinem innern Auge auf. Eingespannt in Haushalt und die täglichen Pflichten, gebunden an vier schulpflichtige Kinder und die vielerlei Anforderungen, die bald zwanzig Ehejahre mit sich bringen — wie sollte ich je die heiße Zauberinsel in Südamerika sehen oder die weiße Stadt an der spanischen Küste? Und doch gab es eine Zeit, wo ein einfaches Ja mir diese Möglichkeit geboten hätte. Und ich habe sie nicht ergriffen. Weshalb, wieso? Lächerliche Kleinigkeiten entscheiden meist unser Schicksal.

Als ich mit 20 Jahren im eigentlichen Frühling des Lebens stand, war mein ganzes Sinnen und Trachten nach fremden Ländern gerichtet. «Nur fort, fort», raunte es in mir.

Und nun bot sich mir plötzlich die Gelegenheit, mit einer Geologenfamilie aus Basel als Erzieherin ihres zehnjährigen Mädchens in den südamerikanischen Busch, nach der Insel Venezuela, zu reisen. Ich sollte mich für drei Jahre verpflichten.

Gesund war ich, das geistige Rüstzeug und die Liebe zu heranwachsenden Kindern hatte ich ebenfalls. Meine Eltern stellten großzügig, wie sie immer waren, den Plänen ihrer Tochter nichts in den Weg. Und weshalb bin ich, die sich so sehnlich nach Übersee sehnte, nicht gegangen?

Eine Bedingung lautete: Ich sollte das kleine Mädchen auch im Klavierspiel unterrichten. Diese Idee brachte mich dummes Ding nun entsetzlich auf. Nicht etwa, daß ich es nicht gekonnt hätte. Nein, etwas anderes, was wohl nur überbordende junge Leute verstehen können, ärgerte mich so maßlos.

«Was, im Urwald Klavier spielen? So ein Blödsinn — wo eine solche Hitze herrscht, wo wir im Dschungel wohnen und nur in Stiefeln

und Hosen herumlaufen können wegen der Schlangen — ausgerechnet da Klavier spielen! Ich steigerte mich, ohne mit einem Kenner der Verhältnisse darüber zu reden, in eine solche Abneigung den liebenswürdigen Leuten gegenüber hinein, daß ich im letzten Moment ab sagte.

Aber wohl war mir nicht dabei. Mein ganzes Leben hindurch stiegen, wie Blasen in einem dunkeln See, immer wieder die verdrängten Sehnsuchtsgedanken an das ferne Land in mir auf.

Jahre später löste sich das Rätsel um das Klavier, und ich sah ein, wie falsch die Kurzschlußpsychologie der Jugend ist.

Ungefähr sechs Jahre später befreundete sich mein Mann mit einem Bündner Ingenieur. Dieser erzählte uns oft von Venezuela, wo er als Angestellter der Shell Oil Company mehrere Jahre zugebracht hatte. Der Zufall wollte es, daß er ausgerechnet mit «meiner» Geologenfamilie zusammen dort gewohnt und gearbeitet hatte.

Meine erste Frage galt natürlich dem Klavier.

Er lachte laut auf: «Ja, natürlich hatten sie ein Klavier.»

Zu meiner Bestürzung erfuhr ich, daß die Firma Shell äußerst großzügig in der Behandlung ihrer Angestellten verfuhr, aus dem einfachen Grund, weil das Leben im Busch, unter schlimmsten klimatischen Bedingungen, höchste Anforderungen an die Moral der Angestellten stellt.

Dadurch, daß diese ihre Familie und alles Zubehör, wie Luxusartikel und Spezialwünsche (siehe Klavier), mitzunehmen erlaubte und ihnen alle nur möglichen Annehmlichkeiten gewährte, versicherte sie sich der Zufriedenheit und unbedingten Ergebenheit der Angestellten. Heute ist mir alles ganz klar. Aber damals handelte ich ohne Einsicht.

Ganz ähnlich ging es mir mit Alicante, der weißen Stadt am Meer. Auch dorthin hätte ich mit einer schweizerischen Ingenieursfamilie gehen können. Ich sollte den vierjährigen Buben betreuen und mußte mich bloß für ein Jahr verpflichten. Woran scheiterte dieser Plan?

Am Hotel! Wir sollten nämlich im Hotel wohnen, und das stellte ich mir furchtbar langweilig vor, sehnte ich mich doch nach Urtümlichkeit, nach Leistung und Pionierarbeit. Ich sagte ab. Heute schäme ich mich, es nieder-

zuschreiben, ich schäme mich meiner bodenlosen Dummheit.

Deshalb möchte ich allen jungen Leuten, die ins Ausland wollen, zurufen: «Fort mit kleilichen Bedenken! Überseht das Wichtige nicht. Redet mit einem Fachmann, wenn euch Zweifel plagen. Aber verbohrt euch nicht in dumme Ideen, die euch später ein Leben lang reuen.»

* * *

Mit dem Leben bezahlt

Aus falschem Stolz kann uns nicht nur ein Glück im weitesten Sinne des Wortes entgehen, sondern, was viel tragischer ist, wir können damit ein Leben aufs Spiel setzen und verlieren.

So erging es uns letzten Sommer anlässlich einer durchgeführten Hochtourenwoche im Wallis. Schon lagen vier herrliche Tage hinter uns. Unvergessliche Stunden durften wir auf höchsten Gipfeln verbringen.

Programmgemäß unternahmen wir am fünften Tag eine kleinere Besteigung. Der Berg wies jedoch viel loses Gestein auf, so daß mit größter Vorsicht geklettert werden mußte. Auf dem Joch, vor dem eigentlichen Einstieg in den Grat, schalteten wir eine längere Rast ein. Jeder spielte mit dem Gedanken, ob es nicht ratsamer wäre, geradewegs zur Hütte abzusteigen und auf die Besteigung des noch etwa 300 Meter höher gelegenen Gipfels zu verzichten. Doch keiner sprach das entscheidende Wort. Keiner brachte den Mut auf, seine Gedanken, die auch diejenigen seiner Kameraden waren, laut auszusprechen. Keiner wollte durch sein Verhalten die andern dazu zwingen, die geplante Fahrt abzubrechen. Ich auch nicht.

So wurde also der Weg fortgesetzt, doch mit sehr gemischten Gefühlen. Wohlbehalten erreichten wir den Gipfel. Doch auf dem Abstieg geschah das Unglück. Eine fallende Felsplatte riß einen lieben Kameraden in die Tiefe.

* * *

Das alberne Mädchen

Heute morgen fuhr mir der letzte Autobus, der mich zur Zeit ins Büro bringt, vor der Nase ab. Da stand ich, holte Atem und überlegte mir, ob es vorteilhafter sei, auf den nächsten Bus, der erst in einer halben Stunde fällig war, zu warten oder aber den Weg bis zur nächsten Tramhaltestelle unter die Füße zu nehmen.

Plötzlich hielt ein großer, dunkelblauer Wagen vor mir an. Der Mann am Steuer machte eine einladende Gebärde. Ich wollte schon abwinken, als ich den Automobilisten erkannte.

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Gugelfuer

«Das isch no e *Gugelfuer* gsy!», hört man etwa erzählen, wenn von einem lustigen Ereignis die Rede ist. Das Wort ist sehr alt; es findet sich schon bei Hans Sachs, und der berühmte Arzt Paracelsus verwendet es mit Vorliebe, wenn er von der närrischen und absonderlichen Art vieler Menschen spricht. Wenn wir die alte Form des Wortes, *gogelvuore*, mit dem Ausdruck *gougelære*, Gaukler, vergleichen, und daneben ein drittes altes Wort, *gogel*, Posse, halten, erkennen wir, daß die drei Ausdrücke miteinander verwandt sind. Gugelfuer ließe sich also mit Gauklerzug übersetzen. Die drei Wörter bringen die Idee zum Ausdruck, die sich am anschaulichsten im *Gaukler* verkörpert. Der Gaukler, ein auffallend gekleideter fahrender Geselle des Mittelalters, unterhielt sein Publikum mit allerlei Possen und Scherzen. Diese Vorliebe für das Auffallende finden wir wieder im mundartlichen Nachfahren des Gauklers, im *Gäuggel*. Einen Gäuggel nennen wir einen Spaßvogel oder — in diesem Sinn ist das Wort noch am lebendigsten — einen jungen Burschen, der sich herausputzt und groß macht. Übrigens sind *Gaukler*, *Gäuggel*, *Geck* und *Gigerl* vier verschiedene Erscheinungsformen des gleichen Wortes. Das Mittelhochdeutsche kannte für den Stutzer auch die Bezeichnung *Gaugengigel*, ein Wort, in dem die Sprache selber ein ganzes Gaukelspiel zu vollführen scheint. Nicht nur *Gaugler*, auch *Gäuggis*, das an Gäuggel anklängt, wurden zu Familiennamen. Die unbeholfenen Zeichnungen eines kleinen Kindes, die sich oft wie Karikaturen ausnehmen, nennt man *Mannsgöggel*, und schließlich heißt der Schellenunter im Kartenspiel, der die Narrenkappe trägt, *Schellengöggel*, Gaukler mit der Schelle.

Johannes Honegger

Bald saß ich neben ihm, und er erzählte mir, was ich schon wußte, daß es ihm nämlich gut gehe, daß er eine Familie habe und so fort. Ich erzählte ihm, was er wahrscheinlich auch wußte, daß ich seit Jahren dort und dort arbeite und nicht besonders zu klagen habe. Vor meinem Bestimmungsort wurde ich ausgeladen.

Nach einem wenig ergiebigen Arbeitsvormittag blätterte ich nach meinem einsamen Mittagsmahl in meinem gewohnten Lunchroom im «Schweizer Spiegel». Ich stieß auf Ihre Rundfrage «Die verpaßte Gelegenheit».

Und nun will auch ich Ihnen ein Beispiel einer solchen verpaßten Gelegenheit liefern. Der Autofahrer, von dem ich erzählt habe, war von der ersten Primarschulkasse bis zur zweiten Sekundarschule mein Klassenkamerad. In der ersten bis zur dritten Klasse saßen wir auf der gleichen Bank. Ich hatte ihn sehr gern und er mich auch. Ich mochte ihn im Grunde immer gut, auch später besser als irgend jemand anders. Aber in den höheren Schulklassen, und vor allem in der Sekundarschule, hatte sich etwas zwischen uns gestellt. M. war ein schlechter Schüler, besonders was die Sprachen anbelangte. Ich darf mich wohl rühmen, immer eine Musterschülerin gewesen zu sein. Gleichzeitig mit meiner Zuneigung empfand ich gegen M. so etwas wie Verachtung. Die Schwierigkeit war um so größer, weil alle Mitschüler merkten, wie wir zueinander standen, und dann merkwürdigerweise, weil M. nicht nur ein schlechter Schüler war, sondern einer, der sich alle erdenkliche Mühe gab, ein guter Schüler zu sein. Das schien mir demütigend. Nach der zweiten Klasse Sekundarschule trat er in eine Lehre. Ich kam ans Gymnasium.

Zehn Jahre später läutete mir einmal M. völlig unerwartet nach Hause an und bat mich, ihn zu treffen. Ich war sehr bestürzt und wollte die Verabredung hinausschieben. Aber mit einer Beharrlichkeit, die immer zu seinem Wesen gehörte, brachte er es fertig, daß ich mich einverstanden erklärte.

Ich hatte M. in all diesen Jahren nur selten und nur flüchtig gesehen. Jede Begegnung brachte mich zu meinem Erstaunen in Verwirrung. Die Kluft zwischen ihm, dem jungen Handwerker, und mir, der Studentin, war doch groß.

Bei jeder Begegnung blickte er mich mit einem Ausdruck an, der geheimnisvoll zu sagen schien: «Ich denke nur an dich.» Das freute

mich, aber mehr als es mich freute, entrüstete es mich.

An jenem entscheidenden Samstagabend sagte er mir ohne Umschweife, er habe mich immer noch gern. Er legte mir dar, was er bis jetzt getan habe, und äußerte eine felsenfeste Zuversicht in seine Zukunft. Was er wissen wolle, sei, ob auch ich ihn noch möge und wir uns hie und da treffen könnten.

Ich glaube bis heute, alles wäre anders herausgekommen, wenn M. nicht in diesem Augenblick noch etwas hinzugefügt hätte, nämlich: «Du, du Musterschülerin, und ich, du weißt ja —.»

Ich stand auf, sagte: «Das hat alles keinen Sinn», und ließ den armen M. bei seinem Café crème allein.

Der arme M. ist kein armer M., und wenn ich das sage, denke ich nicht etwa an seinen Plymouth, sein schönes Haus und sein blühendes Geschäft. Er besitzt Eigenschaften, die viel mehr wert sind als alle Autos der Welt, eben jene Eigenschaften, dererwegen ich ihn schon als ganz kleines Schulmädchen so gern mochte. Nur ist mir diese Erkenntnis zu spät gekommen.

* * *

Das Wunder

Als ich in die erste Klasse ging, erhielt ich von einem Onkel, der in London wohnte und uns besuchte, einen Drachen geschenkt. Es war ein wunderschöner Drache, rot mit einem aufgemalten Gesicht und einem farbenprächtigen, phantastischen Schweif. Nie in meinem Leben hat mich ein Geschenk so gefreut. Wenn er auf der Allmend stolz in den Lüften schwebte, kannte mein Glück keine Grenzen.

Dann, eines Tages, beging ich die Unvorsichtigkeit, ihn auf der Straße vor dem Hause steigen zu lassen. Prompt verfing er sich in den Telefondrähten und blieb dort hängen. Während meines Versuches, ihn hinunterzuziehen, riß die Schnur. Ich war vollkommen verzweifelt, so verzweifelt, daß mir nicht einmal die Tränen kamen. Ich war vernichtet.

Jeden Tag schaute ich zu den tückischen Drähten auf, an denen mein geliebter Drache hing. Er bewegte sich leise im Winde und wurde immer blasser und blasser.

An einem freien Nachmittag stand ich wieder vor dem Gartentor und blickte zu dem unerreichbaren Drachen empor. Ich hatte gehört, daß ein Gebet, das mit genügend Inbrunst gesagt wird, erhört werde.

«Lieber Gott», betete ich, «mach doch, daß der Drache herunterkommt!» In diesem Augenblick geschah das Unfaßbare: Der Drache löste sich von den Drähten und fiel langsam auf die Straße hinunter.

Ich war fassungslos. Das Ereignis erschütterte mich dermaßen, daß ich das Nächstliegende nicht tat, nämlich zu dem Drachen hinzuspringen und ihn wieder in Besitz zu nehmen. Ich ließ ihn liegen und rannte ins Haus. Vom Fenster aus beobachtete ich ihn, wie er am Boden lag.

Nach etwa einer halben Stunde kam, was kommen mußte: Ein junger Mann nahm ihn auf und trug ihn fort. Ich wollte hinausspringen und rufen: «Der Drache gehört mir»; aber wie in einem Angsttraum versagten mir die Beine. Es würgte mich in der Kehle, als ich sah, wie mein Kleinod fortgetragen wurde, aber ich rührte mich nicht.

Wochenlang war ich vollständig niedergeschlagen. Immer wieder quälte ich mich mit Selbstvorwürfen. Warum, warum hatte ich die Gelegenheit verpaßt, wieder zu meinem Besitz zu kommen?

Noch jetzt, nach beinahe 50 Jahren, ist mir dieses Erlebnis unvergeßlich. Aber heute ist mir klar, warum ich damals nicht anders handeln konnte. Wenn man ein Wunder erlebt oder wenigstens so etwas wie ein Wunder, wird man derart erschüttert, daß kein Raum mehr für vernunftmäßiges Handeln bleibt. Und wichtiger als eine verpaßte Gelegenheit ist die Fähigkeit, ein Wunder erleben zu können.

* * *

Das Abenteuer in Paris

Sie erhalten wahrscheinlich manchen Beitrag, worin beschrieben wird, wie jemand die Gelegenheit verpaßte, eine gute Tat zu vollbringen, und wie sich der Betreffende deswegen schwere Vorwürfe machte.

Es gibt aber auch andere verpaßte Gelegenheiten, wegen deren man sich ebenso intensive Vorwürfe machen kann.

Nach beendeter Lehrzeit kam ich als junger Mann nach Paris. Ich nahm Pension bei einer entfernten Verwandten, der Witwe eines Gymnasiallehrers. Obschon oder weil ich in einem etwas puritanischen Milieu aufgewachsen bin, war ich ein ziemlich romantischer junger Mann. Ich zog voller Erwartung in die französische Hauptstadt, die damals — es war vor dem Ersten Weltkrieg — auch die europäische Hauptstadt der Liebe war.

In der Firma, wo ich arbeitete, wurden aber nur Herren beschäftigt, auf jeden Fall bot sich mir keine Gelegenheit, irgendein Abenteuer zu erleben.

Dann kam eines Abends unverhofft eine Nichte meiner Logisgeberin zu Besuch, ein außerordentlich schönes, natürliches und lebenslustiges Mädchen, das mich sofort in seinen Bann nahm, obschon es drei Jahre älter als ich war. Der Zufall wollte, daß die Frau, bei der ich wohnte, an jenem Abend zu einem Konzert eingeladen war. Ich befand mich deshalb mit Jacqueline allein in der Wohnung. Sie machte für uns beide das Nachtessen, nachher setzte sie sich auf das Sofa und sang mir französische Matrosenlieder vor. Sie hatte eine jener tiefen, ein bißchen heiseren Stimmen, die mich seit jeher faszinierten.

«Wollen Sie sich nicht neben mich setzen», sagte sie nach einiger Zeit.

Ich setzte mich auf das Sofa.

«Ich finde, es ist fürchterlich heiß in diesem Zimmer», sagte nach ein paar Minuten das Mädchen und zog seine Jacke aus.

Ich Stock merkte aber noch nichts.

Nun wurde meine schöne Partnerin deutlicher. «Ich kann nicht begreifen», sagte sie, «warum sich manche Frauen dermaßen einschnüren. Ich trage zum Beispiel nie ein Korsett.»

«Wirklich?» sagte ich.

«Nein, nie, man ist viel freier. Fühlen Sie einmal», und sie nahm meine beiden Hände und legte sie mir auf ihre Hüften.

Ich Stock ließ das alles geschehen und setzte mich dann wieder auf das Sofa — mit dem Ergebnis, daß mir Jacqueline nach einer Viertelstunde mitteilte, sie sei müde, und sich in ihr Zimmer zurückzog.

Unglaublich, aber wahr.

Erst viel später, nach einigen Monaten, als ich etwas erwachsener geworden war, wurde mir bewußt, wie eselhaft ich mich aufgeführt hatte. Und diese verpaßte Gelegenheit, etwas zu tun, was nach landläufigen Begriffen als moralisch nicht ganz einwandfrei gilt, hat mich nachher mehr gewurmt als irgendeine gute Tat, die ich je unterließ.

Wenn ich später an diesen Abend dachte, hätte ich mich ohrfeigen können.

Offen gestanden, noch heute, als über 70jähriger Herr und ehemaliger Kirchenpflegepräsident, bereue ich die verpaßte Gelegenheit.

* * *

Die verpaßte Karriere

Mein Vorgesetzter auf unserem damaligen Amt war ein noch jüngerer, aber kränklicher und deshalb oft gereizter Herr, mit dem einigermaßen auszukommen nach allgemeiner Meinung ein Kunststück bedeutete. Durch große Selbstbeherrschung hatte ich dieses Kunststück fertiggebracht, so daß er mir während der Ferien, die fast immer noch durch Krankheitsurlaube verlängert wurden, zwar nicht seine Kompetenzen, wohl aber seine Arbeit übertrug, obschon das eigentlich die Sache eines etwas älteren Kollegen gewesen wäre. Das war eine Auszeichnung. Sie mußte aber von mir schwer verdient werden, weil dieser Vorgesetzte nach seiner Rückkehr mit keinem Worte meine Mehrarbeit verdankte, hingegen immer etwas fand, an dem er kritisieren konnte. Nun, ich nahm das in Kauf und erfüllte meine Pflicht während der immer häufiger werdenden Krankheitsurlaube meines Vorgesetzten mit großer Gewissenhaftigkeit. Ich bildete mir nicht wenig — wahrscheinlich zu viel — darauf ein.

Da wurde aus unserem damaligen Amt ein Kollege, der sich meines Wissens durch nichts ausgezeichnet hatte, in einen Dienstzweig versetzt, der bedeutend mehr Chancen zum Aufrücken bot als mein Posten. Es kam mir vor, daß meine Vorgesetzten wußten, daß ich mich für diesen Posten sehr interessiert hätte. Zu Recht oder zu Unrecht schob ich die Hauptschuld für die Versetzung des Kollegen meinem Vorgesetzten zu.

Als dieser das nächstmal seinen für einmal nicht verlängerten Ferienurlaub antrat, wollte er mir wieder die Vertretung übergeben. Ich war aber in meinem Stolz über die erlittene Zurücksetzung so verletzt, daß ich ihm zu verstehen gab, es sei ja noch ein anderer und älterer Kollege da, der das auch einmal besorgen könne. Ohne ein Wort zu verlieren, gab mein Vorgesetzter die Vertretung dem andern und trat seine Ferien an.

Er kam monatelang nicht zurück. Er war wieder krank geworden, und nach einem Jahr starb er, ohne je wieder sein Amt betreten zu haben. Der Kollege, dem ich die Stellvertretung zugeschanzt hatte, wurde sein Nachfolger. Und als das Amt dann in ein anderes übergeführt wurde, stieg er von Stufe zu Stufe.

Ich sehe ihn nur noch selten und auch dann nur von weitem. Aber jedesmal, wenn ich ihn sehe oder wenn ich von ihm höre, packt mich

die Wut, daß ich es aus falschem Stolz am falschen Ort verpaßt habe, einmal selber dort zu stehen, wo heute mein ehemaliger Kollege steht.

* * *

Nachwort der Redaktion

Wir alle machen uns wohl gelegentlich in schlaflosen Nächten Selbstvorwürfe und lassen in selbstquälerischer Art die verpaßten Gelegenheiten an unserem Auge vorbeiziehen.

Ein sinnloses Unterfangen. Das ganze Leben ist eine Kette verpaßter Gelegenheiten, und zwar bei allen Menschen ohne Ausnahme. Nur in Märchen, im alten Volksmärchen und im neuen Romanmärchen, kommen jene Glücklichen vor, die jede Gelegenheit beim Schopf fassen.

Das Leben ist eine Reise, die ohne Landkarte vorgenommen werden muß, und die Straßen sind nur selten mit Wegweisern versehen. Immer wieder stehen wir an Kreuzungen, wo

wir auf gut Glück Entscheidungen treffen müssen. Manchmal sind diese richtig, manchmal falsch.

Gewiß, wenn man mit 20 Jahren gewußt hätte, was man mit 60 Jahren weiß, wäre manche Entscheidung anders ausgefallen. Ja, wenn ...

Gewiß können wir aus begangenen Fehlern, unseren und anderen, hie und da Lehren ziehen, hie und da, aber nur selten, denn die Ursachen, aus denen heraus wir Gelegenheiten verpaßten, lagen wohl teilweise in den Umständen, öfters aber in unserem Charakter, den wir ja nicht grundsätzlich ändern können.

Im übrigen sind die nicht wieder gut zu machenden Fehler, die ein ganzes Leben verpfuschen, doch sehr selten. Wieviel besser ist es deshalb, statt dem nachzutrauern, was man falsch gemacht hat, den Blick in die Zukunft zu richten. Das ist eine alte Weisheit, aber sie ist ewig neu. Der Sinn dieser Rundfrage lag darin, sie uns in Erinnerung zu rufen.

Bilder ohne Worte

